

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 121.

Donnerstag, 27. Mai.

1915.

Klippen.

(28. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Geller.

(Nachdruck verboten.)

Am selben Tage in der frühen Nachmittagsstunde begab sich Nidling nach dem Cap Martin zu Frau Roswalds Villa.

Berlin mit seinen weißen Dächern und wirbelnden Schneeflocken schwand aus seiner Erinnerung, er sah nur noch den lockenden Frühling des Südens.

Ihm war, als hätte der Himmel in plötzlich ausbrechender Leidenschaft die Erde geküßt, und als sei aus diesem Kuß diese üppige, lachende, von Licht überschäumende Natur geboren.

Wie gebannt hingen seine Blicke am Meer.

Einem Heer von Riesen gleich schreiten die blauen Wellen in geraden Flanken vorwärts zur Bestürmung der Felsenmassen.

Sie schütteln ihre weißen Mähnen und stürzen mit wildem Getöse auf das ausgezackte, feurigrote Gestein.

Das Cap Martin ist mit Fichten bewachsen. Die knorrigen Stämme winden sich. Die Wipfel neigen sich tief, alle dem Meer zu, vom Sturm gebeugt und von der lockenden Kraft des Wassers angezogen.

Im Grün erscheinen die Villen wie Edelsteine, die im Sonnenlicht funkeln.

Jetzt stand Nidling vor Frau Roswalds Landhaus, und im nächsten Augenblick kam sie ihm entgegen durch den Garten, in dem die Orangen gleich Goldaugen glühten und rote Rosen dufteten.

„Hans —“
„Hilde —“

Stumm hingen ihre Blicke aneinander.

Kein Wort mehr brachten sie über die Lippen.

Konnten nur den Namen aussprechen, den jeder in der Seele trug.

Jahre waren seit dem Abschied in Berlin vergangen. Jahre, in denen sie beide am Leben gelitten und gelernt hatten. Sie war ihrem Kinde eine Mutter — im tiefsten Sinne des Wortes — er seiner Frau ein Gatte geworden.

Ein Meer war zwischen ihnen gerauscht. — Sie wußten es beide. Hörten sein Wogen und Tosen. Schauten auf die steigende Flut der Erinnerungen. Suchten einander mit ängstlichen Blicken auf den Klippen, mitten in der brandenden See und fanden sich plötzlich Hand in Hand — fern vom Sturm — am sonnigen Ufer.

Wie wohl das tat.

Wie die Ruhe ins Herz sich stahl.

Wie beseligend war das Bewußtsein für jeden von Beiden, daß der andere nicht zurückgeblieben, daß er an den harten Felsen emporgeklommen war und sich zu einem klaren Lebensbild durchgerungen hatte.

Für keinen waren die Jahre des Leidens und Kampfs verloren gewesen. Keiner hatte in Verbitterung und Groll sich in sich selbst verschlossen.

Gereift — geläutert — veredelt standen sie sich gegenüber.

Bergahen, daß sie Mann und Weib waren — und sahen nur noch die Seelen — und erbehten von dem Glücke, sich in solcher Harmonie wiederzusehen.

Da nahm er ihre Hand und küßte sie und sprach einmal ums andere ihren lieben Namen aus.

Sie führte ihn in ihr Haus, das sie für ihn mit Blumen geschmückt hatte — sie setzten sich ans Fenster und schauten hinaus auf den Frühling, der draußen jubelte.

Und waren so still — so froh.

Weit hinter ihnen sank zurück das Wünschen und Wagemut der Leidenschaft.

Sie empfanden es beide instinktiv — ohne Enttäuschung — ohne Bitterkeit.

Sie war die in sich selbst gefestigte, über den Kampf und die innere Unruhe hinausgewachsene Mutter — nicht mehr die sehnsüchtige, liebende Frau.

Die Liebe zu ihrem Kinde war stärker noch gewesen als ihr Schmerz und hatte allmählich von ihrem ganzen Sinnen und Trachten Besitz genommen — die schwersten Stunden der Entsagung und Vereinsamung langsam erhellte.

So stand sie nicht vor ihm als gebeugte, durch das Leid vergrämte Frau, sondern als Mutter, deren einziges Glück im Glück ihres Kindes liegt.

Sie sprachen von den verflossenen Jahren. Er erzählte von seiner Arbeit, seinen Erfolgen, seinen Zielen. Seine Seele erschloß sich, wie früher, vor ihren Blicken. Die lange Trennung hatte keinen Mißklang in ihre Beziehungen gebracht; es quoll aus ihrem Zusammensein ein tiefer, lächelnder Friede.

Nur von seiner Frau sagte er nichts.

Eine Scheu, die er vergebens zu überwinden suchte, schloß ihm die Lippen.

Es war wie ein leiser Schatten, der zwischen ihnen schwebte; aber sie fühlten beide, es war noch zu früh, um ihm Gestalt zu verleihen und ihn zu vertreiben.

Diese Zeit war noch nicht gekommen. Sie mußten noch warten und schweigen.

„Und Röschen?“ fragte er endlich, und erschraf fast, daß sein Herz bei der Frage so laut und stürmisch pochte.

„Röschen —“

Die Mutter wies lächelnd auf die Gartentür, durch die soeben ein schlank aufgewachsenes Mädchen trat.

„Onkel Hans — Onkel Hans!“ Sie hatte ihn schon erblickt und lief zu ihm ins Zimmer herein — Jubel in den Augen — Jugend auf Lippen und Wangen.

Sein Röschen war es!

Es waren ihre sonnigen Augen, die noch kein Blick in die Gründe und Klüfte des Lebens getrübt hatte — die Kinderaugen, die leuchtend und wärmend in seine Seele hineinschienen und von den Toten ihn zu den Lebenden zurückgebracht hatten.

Es war ihr Lachen!

Dieses Lachen, das immer an Bergquellen und Waldesgrün erinnerte und wie eine frohe Botschaft in

das Schweigen der Wüste ihm entgegengeklungen war und ihn wie eine heimatlliche Melodie bei dem Wiederaufbau seines zerstörten Nestes begleitet hatte.

Das Lachen, dem selbst seine Frau nie hatte widerstehen können — das Köschen, das selbst sie hatte ohne Groll und Eifersucht lieben müssen.

Sie war die Jugend. Sie war der Frühling.

Eine Lebenskraft strömte von ihr aus, der man sich nicht widersehen konnte.

Nickling verstand in einem Augenblick, was er durch lange Jahre kaum hatte begreifen können, daß es dem Kinde gelungen war, die Mutter mit sich fortzureißen und singend und liebend sie über die Klippen zu führen in ein Land, wo auch eine Sonne strahlte.

Man brauchte nur das Mädchen anzusehen — man mußte an Sieg glauben und mit ihr und durch sie wieder jung werden.

Man hörte ihre Stimme und vergaß die ernstesten Mahnungen von Herbst- und Winterszeiten, um nur noch dem Frühling zu lauschen.

„Onkel Hans —“ sie hatte ihn doch so genannt — sie hatte ihn geduzt, wie in ihren Briefen — sie hatte ihn geküßt und war sich nicht zu erwachsen vorgekommen.

„Ich bin noch immer dein Köschen, nicht wahr?“ Wie innig sie das sagte — wie weich die Augen schimmerten.

Sie hatte ganz die Stimme der Mutter — und so — ja ganz so — mußte auch sie mit zwanzig Jahren ausgesehen haben.

Und unwillkürlich — und zum erstenmal — mußte er an den Mann denken, dem es vergönnt gewesen war, diese Knospe zu besitzen.

Dann sah er wieder zu Köschen hinüber und dachte an den Mann, der auch diese Blüte in sein Haus tragen würde.

Bei diesem Gedanken schnitt das Weh ihm ins Herz. Er fühlte sich plötzlich müde und alt mitten im sprühenden Leben des Frühlings.

XX.

„Bist du wirklich schon drei Wochen hier, Onkel Hans?“

„Drei Wochen? Nein, wie schnell die Zeit vergangen ist — noch einmal eine Woche, und dann heißt es, wieder Abschied nehmen.“

Ein Schatten flog über Nicklings Gesicht, und Köschen fügte hinzu: „Aber weißt du, wir lassen dich noch lange nicht gehen — erst muß mein Geheimnis fertig sein — nicht wahr, Mama?“

Silke lächelte.

„Was für ein Geheimnis? Darf ich es denn noch nicht erfahren? Ich brenne schon seit Wochen darauf“, meinte Nickling, der sich schon wieder in Mutmaßungen über etwaige Ehen und Verlobungen bewegte.

„Geduld, Onkel Hans — du wirst es noch lernen müssen.“

„Ich — in meinen alten Tagen —“ Er sagte es so fröhlich, neckend — aber eine ganz leise Behmut stahl sich doch in seine Worte.

Es war, als hätte das junge Mädchen dies empfunden, und rasch wandte sie sich nach ihm um.

„Du — du bist noch jung, Onkel Hans — achtunddreißig.“

Er versuchte, gleichgültig die Achseln zu zucken.

„Das ist für einen Mann noch ein sehr nettes Alter —“, sie blickte verstohlen auf seine Gestalt — sehnig — elastisch — schlank, und dann auf das gebräunte Gesicht mit den scharf geschnittenen edlen Zügen — und ihr Herz wurde so seltsam weich und sehnlich wie die Natur, wenn der Abend naht und sie mit seiner Liebe umfängt.

Die Mutter war dem Blicke ihres Kindes gefolgt und auch sie schaute auf den Mann, den sie so heiß geliebt hatte.

Etwas — war es Behmut — war es Sehnsucht? — schnürte ihr plötzlich das Herz zusammen. Sie empfand

zum erstenmal vielleicht, daß sie gealtert war. Sie war mit vierzig Jahren um viele Jahre älter als er mit achtunddreißig. Sie hatte gewissermaßen mit dem Leben abgeschlossen — alles, was ihr Herz an Liebe barg, auf das Kind ausgeschüttet und sich zur Entfaltung durchgerungen.

Darüber war sie alt geworden.

Er aber war jung geblieben. — Vor ihm öffnete sich das Leben, das sich hinter ihr geschlossen hatte. — Er hatte den Drang zum Streben und Arbeiten — die Kraft zum Schaffen und Neugestalten sich bewahrt.

Alles in ihm mußte nach frischem jungem Leben lechzen.

Das konnte sie ihm nicht mehr geben.

Wohl sehnte sich der Mann, der so viel gelitten hatte, nach Ruhe. Aber, mochte er es sich jezt zugeben oder nicht, er brauchte noch zu seinem Glück die Flamme der Liebe — die Stürme der Leidenschaft.

Das Feuer konnte sie nicht mehr entfachen. Den Sturm nicht mehr brausen lassen.

Wie merkwürdig, daß dieses Gefühl so weh tat.

Sie schalt sich töricht. Sie hatte das schon lange geahnt — gewußt — schon lange in seiner Seele wie in einem offenen Buch gelesen und die jungen Triebe erblickt, die aus seiner Liebe zu ihr herausgewachsen waren und nun auf einen Sonnenstrahl warteten, um sich zu entfalten — — —

Sie hatte auch in dem Herzen ihres Kindes es keimen und sprießen sehen — die Stimmen vernommen, die leise dort zu singen begonnen — — —

Und nun — nun sie plötzlich vor einer festen Erkenntnis stand, zuckte ihr Herz, und sie mußte es erleben, daß die Liebe eine irdische Blume ist — man nur ringend und leidend sie in Gottes Gnaden emporblühen lassen kann.

Aber sie wollte auch das lernen.

Schluß folgt.

22 = Lesefrucht. = 22

Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernichten. R. Camerling.

Wie sich deutsche Seeleute zum erstenmal das Eiserne Kreuz erwarben.

(Nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen.)

Die ehrenvolle Art und Weise, mit der die junge deutsche Kriegsslotte gegenwärtig ihre Feuerprobe besteht, lenkt die Aufmerksamkeit auf ein unbekannt gebliebenes Kriegserlebnis, das zwei deutsche Seeleute vor einem Jahrhundert in den englischen Gewässern unter außergewöhnlich abenteuerlichen Umständen zu bestehen hatten und das um so mehr verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, als es die erste Verleihung des Eisernen Kreuzes an deutsche Seehelden zur Folge hatte. Es war im Spätherbst des Jahres 1813, als der Kapitän des Memeler Handelsschiffes „Elfriede“, Karl Brandt, und sein Bruder, der Steuermann Johann Brandt, durch eine an Muthslosigkeit einzig dastehende kriegerische Heldenthat bewiesen, daß der deutsche Seemann, wenn es gilt, selbst gegen erdrückende Übermacht eines noch so verschlagenen Feindes zu kämpfen und zu siegen versteht. Der einem Memeler Kaufmann gehörende Segler „Elfriede“ war am 20. Oktober 1813 von London aus mit Rum und Reis befrachtet nach Swinemünde in See gegangen. Zum Schutze gegen französische Raverschiffe, die zu jener Zeit, da Deutschland und England gemeinsam gegen die Macht des Nordens sich auflehnten, vielfach die englischen Gewässer nach Beute durchstreiften, war der „Elfriede“ ein englisches Begleitschiff mitgegeben worden, das aber bald nach der Ausreise durch einen Orkan von dem Segler getrennt wurde. Am 1. November sichtete die nunmehr schutzlos segelnde „Elfriede“ umweit der Doggerbank eine englische Brigg, welche die Rotflagge gehißt hatte und deren Mannschaft den Kapitän Brandt um Hilfe anging, da das Schiff am Versinken sei.

Nachdem sich Brandt durch Einsichtnahme in die Schiffs-
papiere davon überzeugt hatte, daß er tatsächlich ein eng-
lisches Fahrzeug vor sich sah, nahm er die offenbar völlig er-
schöpfte, aus einem Steuermann, sechs Matrosen und einem
12jährigen Knaben bestehende Besatzung an Bord. Um auch
die Lebensmittelvorräte des Engländers möglichst zu retten,
ruderte die aus vier Matrosen und dem Koch sich zusamen-
setzende Mannschaft der „Elfriede“ nochmals zu dem Wrack
hinüber. In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes.
Die anscheinend zu Tode ermatteten fremden Matrosen rissen
plötzlich geladene Pistolen aus ihren Wästen, umringten die
allein auf dem Schiff zurückgebliebenen wehrlosen Brüder
Brandt, um sich ihnen unter schweren Drohungen als fran-
zösische Kaper zu erkennen zu geben, die das Schiff Brandts
zur Prise erklärten und ihn und seinen Bruder kurzerhand
als Gefangene in die Kajüte hinunterstießen. Dort unten
geht den beiden das Verhängnisvolle ihrer Lage auf. Sie
hatten zu wählen zwischen schmachtvoller Gefangenschaft in
Frankreich und einer verzweifeltten Gegenwehr, die aller Vor-
sicht nach ihren sicheren Tod bedeuten würde. Sie waren
jedoch Preußen und wählten das Letztere. Zwei gegen sieben!
Ihre eigene Mannschaft hatte sich von den Franzosen ein-
schüchtern lassen und es nicht gewagt, wieder an Bord zu
kommen. Während das Bruderpaar über sich die Seeräuber
toben hörte, lud es in aller Heimlichkeit vier in der Kajüte
befindliche Flinten. Außerdem wurde ein alter Säbel zur
Verteidigung bereit gehalten. Als die Dämmerung herein-
brach, öffnete sich plötzlich die Kajütentür und Steuermann
Brandt wurde von den Franzosen aufgefordert, ihnen den
Kurs nach der französischen Küste anzugeben. Statt aller Ant-
wort stürzen nun beide Brüder mit je zwei Flinten bewaffnet
auf Deck und feuern verzweifelt in die Gruppe der Feinde.
Mehrere der völlig überraschten Fremdlinge sinken alsbald
getroffen zu Boden, und die anderen schießen ihre Pistolen
auf die Angreifer ab, glücklicherweise ohne zu treffen. In dem
allgemeinen Handgemenge aber, das sich nun entspinnt, kommt
Kapitän Brandt zu Fall, und im nächsten Augenblick versetzt
ihn einer der Franzosen einen Dolchstich in die Schlüsselbein-
gegend, der ihm die Besinnung zu rauben droht. Es entgeht
ihm jedoch nicht, wie seinem Bruder beim Feuern die in der
Eile zu stark geladene Büchse plakt und ihm die Hand auf-
reißt. Dieser Anblick gibt dem Kapitän alle Kräfte des
Leibes und der Seele wieder. Er rafft sich empor, entreißt
dem Manne, der ihn verwundete, das Messer und stößt es ihm
mit solcher Gewalt in die Brust, daß die Klinge abbricht und
der Franzose auf der Stelle tot liegen bleibt. Inzwischen
kämpft sein schwerverletzter Bruder mit dem Säbel in der
linken Hand gegen den Anführer der Franzosen und spaltet
ihm mit einem wohlgezielten Stieß den Kopf. Fünf von den
Sieben sind so unschädlich gemacht; die übrigen beiden geben
angefichts des Heldentums der Brüder den Kampf auf und
lassen sich völlig binden. Der Kampfplatz wies drei Tote auf.
Ein vierter der Franzosen starb noch am selben Abend und
der fünfte zwei Tage später an den erlittenen Verletzungen.
Die beiden Gefangenen wurden mit nach Gothenburg gebracht,
wo die „Elfriede“, nachdem sich inzwischen auch die Man-
schaft wieder an Bord eingefunden hatte, am 5. November
1813 eintraf. Der 12jährige Knabe, der mit den Franzosen
auf die „Elfriede“ übernommen und bei dem Kampf ebenfalls
verwundet worden war, löste das Rätsel, wie die Räuber auf
das sinkende englische Fahrzeug gekommen waren. Nach seiner
Erzählung hat die Brigg Weizen von Königsberg nach Lon-
don bringen sollen. Bei Doggerbank wurde sie von einem
französischen Kaper, der anfangs die englische Flagge führte,
angefallen und genommen. Der Kapitän des englischen
Schiffes und die Mannschaft wurden auf das französische
Raubschiff gebracht, während eine Anzahl Franzosen die
Brigg bestiegen und voraussetzten. Der Sturm trennte beide
Schiffe und brachte die englische Brigg nach langem Umher-
treiben zum Scheitern. In hilfloser Lage wurde dann das
Fahrzeug von der „Elfriede“ gesichtet. Die Gelbenat der
Brüder Brandt wurde alsbald auch König Friedrich
Wilhelm III. mitgeteilt, der beiden wackeren Ostpreußen das
eben gestiftete Eiserne Kreuz verlieh. Sie waren die ersten,
die diese schlichte Auszeichnung als deutsche Seehelden tragen
durften, und mit besonderer Feiersucht wurden ihnen in
Memel unter der Anteilnahme der Spitzen sämtlicher Be-
hörden die Kreuze von dem damaligen Memeler Polizei-
direktor Flesche überreicht.

Aus der Kriegszeit.

Oesterreichs Siege über Italien. In seinem ergreifenden
Ausruf an seine Völker beschwört Kaiser Franz Joseph die
großen Erinnerungen seiner Jugend herauf, die sich an die
Namen Novara, Mortara, Custoza und Lissa knüpfen. Es
ist die unerbittliche Wahrheit der Vergangenheit, daß die
Fürsten und Völker Italiens auf dem Schlachtfelde noch nie-
mals Glück hatten gegen Oesterreich. . . Als Piemont-Savoyen
unter Karl Albert I. 1848 den Kampf gegen Oesterreich be-
gann, erfocht schon am 25. Juli der greise Radetzky seinen
großen Sieg bei Custoza. Schon damals zeigte sich, was in
allen späteren Kämpfen wiederkehrte: „Der Verpflegungs-
dienst, der im italienischen Heere von Anfang des Krieges an
sich als schlecht organisiert gezeigt hatte, versagte in diesen
Tagen völlig, daß viele Regimenter garnichts erhielten; die
Hitz war drückend, die entkräfteten Soldaten fielen durch
Sonnenstich, vor Durst und vor Hunger“ — diese historischen
Feststellungen sind um so einwandfreier, als sie von einem
italienischen Geschichtschreiber vom Ruf, Pietro Orsi, stam-
men. 1849 folgten die glänzenden Siege der Oesterreicher bei
Mortara am 20. und Novara am 23. März. Am Abend des
letzten Tages stand Karl Albert lange auf der Stadtmauer
von Novara, die Arme über der Brust gekreuzt, und überließ
sich den Erinnerungen seines Lebens. Vor einem Jahre,
gerade auch am 23. März, hatte er in Turin, vom Königs-
palaste aus, den Krieg erklärt, und nun brachte der Jahrestag
die ruhmlose Vernichtung seines letzten Heeres. . . Er brach
unter der Verantwortung zusammen und legte zugunsten
seines Sohnes Viktor Emanuel II. die Krone nieder. Dessen
Regierung brachte freilich die Einigung Italiens, aber die
Siege bei Montebello, Magenta und Solferino erschufen die
französischen Waffen und die gezogenen Kanonen des dritten
Napoleon, dessen Wille schließlich doch Italiens Schicksal ent-
schied, trotz der hochtönenden Phrase „Italia fara da se“
(„Italien wird ganz allein fertig werden“). Das Stammland
des Könighauses, Savoyen mit Nizza, mußte an die „Be-
freier“ Napoleon abgetreten werden; — der einzige nationale
Krieg, den Italien seitdem führen könnte, mußte sich also
gegen Frankreich richten, das uralt-italienisches Gebiet
annektiert hat. Das haben die Italiener anscheinend ebenso
vergessen wie die Tatsache, daß der Tag von Sedan und Wis-
smars Wohlwollen es war, die dem General Raffaele Ca-
dorna es erlaubten, am 20. September 1870 bei Porta Pia
eine Bresche in die Mauer der ewigen Stadt zu legen und
Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen. In der Zwischenzeit
aber hatte Italien während der deutschen Feldenkämpfe von
1866 bekanntlich die Niederlagen von Custoza und in der
Seeschlacht bei Lissa zu buchen — zu Wasser und zu Lande
von den Oesterreichern geschlagen. Die Vergangenheit streckt
ihre Geisterhände aus nach der Seele der Lebenden; man
hätte glauben sollen, daß sie die sinnlose Kriegsbegeisterung
in dem Waffengang gegen Oesterreich sehr zu dämpfen geeig-
net gewesen wäre.

Das Arsenal von Venedig. Eine der ersten Kriegshand-
lungen, die der von den Italienern heraufbeschworene Feld-
zug zur Folge gehabt hat, war die erfolgreiche Tat öster-
reichischer Seeflugzeuge, die das Arsenal in Venedig mit
Bomben belegten und sichtlich Schaden hervorriefen. Der
kühne Vorstoß wird in Italien einen nachhaltigen Eindruck
hinterlassen; handelt es sich in dem Arsenal von Venedig doch
um eine Bauanlage, die durch die Jahrhunderte den Ruhm
der Stadt begründen und mehren half und die als eines ihrer
Bilder galt. Das Arsenal war in alten Zeiten nicht nur
Venedigs berühmtestes, sondern auch sein nützlichstes Bau-
werk; die gewaltigen Flotten, die hier entstanden, bildeten die
Grundlage seiner Seeherrschaft. Die Gründung des Arsenal's
an seiner jetzigen Stelle reicht bis in das Jahr 1104 zurück;
1304 wurde es zum erstenmal wesentlich vergrößert, und in
den folgenden Jahrhunderten fanden noch fünfmal große Er-
weiterungen statt. Wie es schon früh der vielgerühmte Mittel-
punkt des Drängens nach der Seeherrschaft bei den Italienern
wurde, dafür ist der klassische Ausdruck die berühmte Schilder-
ung, die Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ im 21. Ge-
sange des „Inferno“ von dem geschäftigen Treiben in
Venedigs Schiffbauwerkstatt gegeben hat: „Als ob wir in

Venedigs Zeughaus wären, / Wenn man das zähe Ruch im Winter braut, / Schadhast geword'ne Schiffe neu zu teeren, / Dann schiffen kann man nicht; statt dessen baut / Der sich ein neues Schiff, der flücht das Leder, / Das viel gereift, und stopft ihm Ripp' und Haut; / Der hämmert am Galion und der am Gede, / Der drehet Rau, der schnitzt am Ruderstift, / Der bessert aus des Segels schwache Fiede . . . In Venedigs Glanzzeit beschäftigte das Arsenal nicht weniger als 16 000 Arbeiter, eine Zahl, die an sich schon die ganze Größe dieser Seemacht in ein helles Licht rückt; dann, mit zunehmendem Verfall, ging die Arbeiterzahl schnell zurück und betrug im 17. Jahrhundert nur noch 3000, um gegen das Ende der Republik auf etwa 2500 herabzusinken, wozu sich allerdings für außergewöhnliche Arbeiten noch die Handwerker und „Bacchini“, die Gepäckträger der Stadt, gesellen mußten. Heute ist das Arsenal eine weitläufige Anlage von Werften für den Schiffbau, von Vassins, Trodenods und Magazinen, großen Werkstätten und einer Geschützgießerei. Im ganzen hat die Anlage die stattliche Größe von etwa 88 Hektaren und ist mit Mauern und Festungswerken rings umschlossen; jedem Nicht-Verusefen wird der Zutritt streng verwehrt. Ein prächtiges Frührenaissancetor, das aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammt, erhebt sich an seinem Eingang, und davor stehen die vier berühmten Marmorlöwen, von denen einer im 17. Jahrhundert vom Pyraus in Athen hierher überführt worden ist. Um die Mähe des Löwen, der sich auf seinen Hinterfüßen aufrichtet, ziehen sich zwei Inschriften in Schlangenform, die Runen zu sein scheinen und gegen Ende des 10. Jahrhunderts von einer nordischen Völkerschaft, die die Lebewache der byzantinischen Kaiser bildete, darauf gesetzt sein sollen. Über dem Eingangstor, der eine Art Triumphbogen mit Bildhauerarbeiten von Schülern Sansovinos ist, erhebt sich eine Statue der hl. Justine von Campagna; über dem Innentor des Westbügels steht eine kleine Statue der hl. Jungfrau von Sansovino. Eine besondere Sehenswürdigkeit des ArsenaIs von Venedig stellt sein Museum dar, das mit Rüstungen, Waffen und Schiffsmodellen gefüllt ist. Die verschiedenartigen Erinnerungen aus Venedigs großer Vergangenheit sind hier zusammengebracht, echte und angebliche Trophäen. Man sieht da den sogenannten Lederhelm Atilas und das Geschirr seines Pferdes, echte Helme von venezianischen Kreuzfahrern, Waffen und Röhren aus der Schlacht von Lepanto und schließlich auch Folterwerkzeuge der Inquisition. Eine besonders kostbare Reliquie im Museum des ArsenaIs sind die Reste von dem letzten, herrlich geschmückten Ducen-taur, dem Brunkschiff, auf dem am Himmelstags der Doge im feierlichen Zuge aufs hohe Meer hinausfuhr, um Venedig aufs neue mit dem Adriatischen Meere durch das Versinken eines Ringes zu vermählen. Dieses letzte Staats-schiff war 1729 gebaut worden; es fand aber ein ruhmloses Ende, als es 1798 die Franzosen, die jegigen Verbündeten, aus Gabyer zertrümmerten.

Des deutschen Soldaten Speisezettel. Unsere Soldaten haben ihre Feldküchen, die ihnen selbst und häufig auch den hungrigen Bewohnern der feindlichen Dörfer kräftige warme Nahrung spenden, „Gulaschkanonen“ getauft und damit von neuem die derbe sprachschöpferische Begabung des deutschen Kriegers bewiesen, die in der Soldatenprache so deutlich zum Ausdruck kommt. Essen spielt natürlich in dem Gedankenkreis unseres Heeres eine große Rolle, denn das Sprichwort: „Wer nicht ißt, kann auch nicht arbeiten“, gilt natürlich in erhöhtem Maße von der harten Mutarbeit unserer feldgrauen Soldaten. Deshalb haben von altersher die „Fressalien“ ihre bestimmten treffenden Bezeichnungen, und eine reiche Auswahl aus diesem sprachlichen Speisezettel des deutschen Soldaten bietet Paul Horn in seinem Buch über die deutsche Soldatenprache. Schon bei Fischart und bei andern Schriftstellern des 16. Jahrhunderts finden sich allerlei feldsprachliche Ausdrücke für die „Futterageartikel“, wie die soldatische Umbildung von „Fourage“ heißt. Die Würste werden „Regenwürmer“ oder „Schüblinge“ genannt; der Käse heißt „Wendisch“, die Suppe „Kloß“, das Fleisch „Wohhart“. Brot nannte man wie in der Gaunersprache hebräisch „Lechem“. Heute nennt der Soldat trocken Brot „Ranzeneiße“ oder er gibt diesem Hauptnahrungsmittel die Ehrentitel „Kommichschinken“, „Kaiser Wilhelms-Torte“, „Gans“, „Kumpennidel“. Die Dreierbröckchen heißen in Preußen „Strumpfol“, d. h. Strumpfföhle, in Bayern „Pfennigmuchl“ oder „Gamaschenbrot“. Die Grießsuppe muß sich die Titulatur „Kilalaus-

tuppe“ und Reissuppe die „Elefantensuppe“ gefallen lassen. Kartoffelbrei heißt „Kartoffelzug“, Reis „Athlet“, „atter“, Graupen nennt der Soldat „Flemunition“, „Kasernen-schloßen“ oder gar „Regimentsstrafe“. Mädeln sind „Windfäden“, „Regenwürmer“ oder in Österreich „Lambour-schwanzeln“. Für Sauerkraut hat man das Wort „Schiefbaumwolle“, für Erbsen mit Sauerkraut „Lehm und Stroh“, für Weizkraut „Fuchslappen“, für Mohrrüben „Galgemägel“. Marinieren Spring hat der Soldat mit der tiefsinnigen Titulatur „Wahnsinniger“ bedacht. Die tägliche Fleischration heißt „Spaß“, und alle Fleischsorten werden unter dem Namen „Fettigkeiten“ zusammengefaßt. Im Felde muß der Soldat nicht selten selbst für den Fleischgang sorgen, und da laufen ihm am häufigsten Hühner, Gänse oder Enten über den Weg. Besonders Hühner und Soldaten sind geschworene Feinde, und von der mit Eifer betriebenen Jagd nach dem lieben Federvieh hatten die Landsknechte die Namen „Hühner-feinde“, „Hühnerfänger“. Nicht viel besser ging es den Gän-sen. „Daher kommt der ewige alte Streit der Hühner und Gänse mit den Landsknechten“, erklärt Adam Junghaus von der Olmü in seiner „Kriegsordnung zu Wasser und zu Land“, „weil jene stets in Hebern schlafen, und die Landsknechte müssen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Tier ist den Landsknechten zuwider, das sind die Hasen.“ Auch heut muß der Soldat sich solche Ware im Kriege bisweilen selbst einhandeln, und wie 1870, werden sich auch jetzt unsere Leute durch Benennungen, wie „Ritterik“, „Galgat“, „Goppel di hopp“ verständlich machen müssen, wenn sie ein Huhn oder Eier oder ein Pferd wünschen. Die Gans nannten die Deutschen 1870 „Quirassior blanco“. Auch „Breitfuß“ wurde sie betitelt, und die Ente heißt „Kleiner Breitfuß“. Feld-sprachlich nennt man jeden Vogel „Fuchhart“, das Huhn „Gadenschcer“. Einen „Holderlauch stoßen“ oder „Strohbusch hören“ tat der Landsknecht, wenn er ein Huhn oder eine Gans fing. Mit Behagen verzehrt die Mannschaft ihren „Witwatsvogel“, wenn sie ihn beim Durchmarsch durch ein Dorf zu fassen bekommen hat. Im Kriege von 1866 wurde ein Ochse, der dem Truppenteil als Fourage nachgetrieben wurde, „lebendes Haupt“ genannt. Die Kuh heißt in der Feldsprache „Hornbod“, das Schwein ganz so wie in der Gaunersprache „Kieling“, der Fisch „Fischling“. Schlechtes Essen nennt man „Kumfuttsch“, österreichisch „Kascherna“; bei „Küchzetteln blank“ gibt es nur Fleisch, und statt der Zukost muß das Kommichbrot dienen.

Die Sichtbarkeit der Geschosbahn. Wenn man eine günstige Stellung zu einem feuernden Geschütz einnimmt, kann man bekanntlich die Geschosbahn verfolgen, und zwar um so besser, je schneller das Geschöß fliegt. Nun sieht man keineswegs immer das Geschöß fliegen; an einigen Tagen beobachtet man den Vorgang häufiger als an anderen. Man hat daher schon früher vermutet, daß physikalische Ursachen, die in der Atmosphäre liegen, bestimmend für die Sichtbarkeit der Geschosbahn werden. Eine zureichende physikalische Erklärung dieses Phänomens gibt nun in der Zeitschrift „Schuß und Waffe“ Professor Dr. Dender (Oberlahnstein). Man muß sich erinnern, daß bei Verdichtung der Luft Erwärmung, bei Ausdehnung Abkühlung eintritt. Da warme Luft mehr Wasserdampf enthält als kalte, so gibt die bei Ausdehnung sich abkühlende Luft den überschüssigen Wasserdampf, und zwar in der Form feinsten Nebeltröpfchen, ab. Diese Vorgänge sind es, die sich beim Abfeuern eines Geschosses abspielen. Wie aus Photographien fliegender Geschosse hervorgeht, bildet sich hinter dem Geschöß ein luftverdünnter Raum. In diesem strömt die an der Geschosbahn liegende Luft ein, d. h. die Luftschichten dehnen sich aus, werden dünner und kühlen ab. Diese Abkühlung wiederum führt zu einer Kondensierung des überschüssigen Wasserdampfes zu Nebeltröpfchen. Es bildet sich nun, da sich dieser Vorgang momentan auf der ganzen Geschosbahn fortsetzt, ein Nebelstreifen, und dieser ist es, den wir als Geschosbahn wahrnehmen. Man kann auch weiter begründen, warum zu verschiedenen Zeiten und Tagen die Geschosbahn ungesehen bleibt. Es tritt dies dann ein, wenn die Luft trocken ist; dann fehlt der zur Nebelbildung nötige Wasserdampf. Umgekehrt wird mit größerer Feuchtigkeit der Luft, wie dies gegen Abend der Fall ist, die Nebelbildung stärker. Auch Staub, der sich in der Luft befindet, befördert letztere, da sich an den kleinsten Staubteilchen die Wassertropfen leichter niederschlagen. So wird auch in staubiger Luft die Geschosbahn deutlicher.